

Figuren aus einem <Doggetenkänschterli>

Autor(en): John F. Vuilleumier

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1951

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/3020c07d-aabc-4711-9547-08515cee2b16>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Figuren aus einem «Doggetekänschterli»

Erinnerungen aus der Welt der Kleinbasler Kleinbürger.

Von John F. Vuilleumier.

I.

In der hintern Stube im schmalen gothischen Haus an der obern Rebgasse, das wie manches der bescheidenen Kleinbasler Bürgerhäuser ein richtiges «Doggetekänschterli» war, stand Tante Lisi im langen, weißen Barchent-Nachthemd neben der brennenden Petrollampe am Tisch und strickte eifrig an dem kleinen Schlutteli, welches sie morgen fertig haben wollte. Ihr schwarzer, schwerer Zopf, den sie am Tag zum schönen Chignon über den glänzenden, glattgescheitelten Haaren trägt, reichte fast bis zu den Kniekehlen.

Tante Lisi dachte an vielerlei, während sie jetzt noch spät strickte. Im Höflein, auf das die Fenster des Parterrezimmers hinausgingen, war die Dunkelheit dicht. Tante Lisi wußte, niemand konnte ihre weiße Gestalt sehen. Nachtbuben meldeten sich hier keine, und wenn auch . . .

Ine schtäche — ibere schlo
dure zieh — und abelo . . .

Sie lachte. Sie hatte heute morgen den Nachbarsbuben, den fünfjährigen Jean, das Verslein gelehrt, hatte ihm eine kleine Strickete zurecht gemacht, und der Bub hatte eifrig nachgeplappert und unbeholfen zu stricken versucht. Köstlich in seinem Jüntlein und seinem Kittelmantel. Tante Lisi hütete den Kleinen ihrer Freundin, Catharina, der Tochter des Färberherrn, des großen Joseph Schetty, gern und oft. Sie liebte ihn wie ihren eigenen lebhaften Köter, Netteli, und . . .

Sie unterbrach das Stricken und kratzte sich mit der langen Nadel auf dem Scheitel und dann zwischen den Schulterblättern . . .

Und wie so oft hatte auch heute morgen der aufgeregte Vater Martin Jean und Netteli mit einem «Himmelherrgottsdonnerwätter, machet, daß er uswäg kemmet . . . » auf die Reb-gasse hinaus spediert. Die beiden waren ihm unschuldig und ahnungslos zwischen die Füße geraten. Vater Martin, der Malermeister und Weinsticher, hatte einen seiner vielen hitzigen Tage, an dem man ihm am besten nicht in die Quere kam.

Tante Lisi zuckte die Achseln, als ihr das einfiel . . . Jean und Netteli . . . Die Stricknadeln klapperten. Das Schlutteli mußte morgen fertig sein, damit mit den Strümpflein begonnen werden konnte. Die sanfte Dorothee und ihr ebenso sanfter Gatte und Schulmann erwarteten wieder Jugend. Es ging ihnen finanziell im kleinen Städtchen im Bernbiet nicht sonderlich gut. Aber diese zwei dachten doch an nichts!! Jedes Jahr, fast jedes Jahr, rückte Jugend an.

Tante Lisi begriff weder ihre Schwester, die sanfte Dorothee, noch den umständlichen Schulmann. Von ihm konnte man nichts Besseres erwarten. Ein Träumer. Dr. phil. und Magister der freien Künste . . . Das klang ja ganz schön. Aber wie alles, was mit Kunst zusammenhing, war es etwas Brotloses, vor dem Tante Lisi eine ärgerliche Abscheu empfand. Gewiß, auch sie hörte im Theater gerne eine schöne Oper wie Undine, Fra Diavolo oder Martha. Auch sie reimte eifrig, beim Fegen und Putzen, lange Gelegenheitsgedichte zusammen für den nächsten Geburtstag der bald neunzigjährigen Hebamme, Frau Völlmy, oder für den kleinen Jean und seine ersten Hosen. Aber Kunst als Beruf? Im Grunde so unanständig wie Seiltanzen.

Sie rückte das Schlutteli näher zur Lampe und zählte die Maschen: sibzäh, achzäh, ninzäh . . . Die große Genugtuung des heutigen Tages fiel ihr ein . . . dreiezwanzig, vierezwanzig . . . Von Frau Strübin im goldenen Lamm hatte sie es erfahren . . . Ach, diese Frau Drucke mit ihrem unbegreiflichen Hochmut. Tante Lisi konnte «die Druckene» nicht ausstehen, die sich vorkam . . . vorkam!! Wie sich kleine Leute gerne ungeheuer wichtig vorkommen. Und gerade ihr mußte das passieren, gerade ihr!! Frau Strübin im Lamm hatte die Neuigkeit

brühwarm Tante Lisi erzählt: der Jüngste der Drucke-Söhne wolle Kunstmaler werden . . . «Das gunn i dr Druckene!!» war es Tante Lisi voll Genugtuung entfahren. Eine schlimmere Blamage für eine Kleinbürgerfamilie, als einen Künstler unter die Eigenen zählen zu müssen, konnte sich Tante Lisi nicht ausdenken . . . Finfedrißig, säxedrißig, sibenedrißig . . .

Die Stricknadeln klapperten weiter. Dumme Dorothee mit all ihrem Kindersegen. Natürlich brachte Frau Verena, die Gattin des Färberherren Joseph Schetty, auch jährlich ein Kind zur Welt. Aber Herr Joseph war ein mächtiger Mann, ein Industrieller, einer, der im Großen Rat eine wichtige Rolle spielte. Er war eine der hervorragenden Persönlichkeiten der Mindern Stadt, vor dem auch die Herren aus der Mehreren Stadt respektvoll den Hut lupften. Sogar Tante Lisi wußte, daß ohne Herrn Joseph die Stadt noch kaum eine ständige Feuerwehr besitzen würde. Der stand als tüchtiger Mann im Leben und nicht als «Magister freier Künste . . .», Hungerleider . . .

«Bisch e Huehn, Deeri . . .» murmelte Tante Lisi.

Da klopfte eine unsichtbare Hand ans Fenster. Erschrocken fuhr Tante Lisi auf. Nachtbuben im Höfli? Pffft! Geistesgegenwärtig blies sie in die Petrollampe, die sofort rauchend ausging. Stockdunkelheit deckte die Stube, das Höfli, deckte das ganze Doggetekänschterli. Tante Lisi legte etwas aufgeregt die Strickete auf den Tisch. Sie kroch ins Bett an der Wand und musterte mit scharfen Augen die geschlossenen Fenster. Sie sah nichts als eine milchige Helle hinter den funkelnden Scheiben. Da drehte sie sich auf die Seite und schlief rasch und leise schnarchelnd ein.

Ihr Bruder, der Onkel Hangi, der den Nachtbuben gespielt, war längst schmunzelnd über die Holzterasse in den zweiten Stock des schmalen Hauses hinangeschlichen, wo er seit kurzem mit seiner jungen Frau Elise ein eigenes Heim und eine eigene Familie aufzubauen begann.

Draußen in der obern Rebasse plätscherte der Brunnen neben dem Zimmerhof des Herrn Lotz. Sonst war es still. Ein großer, schiefer, rötlicher Mond ging hinter dem Riehentor auf und warf sein Licht über die steilen Giebel der vielen,

schmalen kleinen Häuser im obern Kleinbasel, der vielen andern Doggetekänschterli mit ihren vielen andern seltsamen Bewohnern. Er warf es über das holperige Pflaster der Gassen. Die Schatten vor den hellen Hauswänden waren tief schwarz.

Auf der niedrigen Steinmauer zwischen dem Höflein des Malermeisters und Weinstichers und dem Pfarrhausgarten, an welcher ein alter Sonnenuhrspruch kaum mehr leserlich in einen Sandsteinblock gehauen war:

afflictis lente — celeres gaudentibus horae

hockte ein dickköpfiger schwarzer Kater, der langgezogen zu jammern begann; bis Tante Lisi, die er aus dem schönsten Schlummer weckte und welche Katzen sowieso nicht ausstehen konnte, das Fenster öffnete und ihm schimpfend einen Holzteller nachwarf.

2.

Jean stand in dem Zimmer, dessen schmuselige Vorhänge das Licht nur gedämpft durch die grauen Scheiben auf den Parkettboden fallen ließen. Ein großer runder Tisch mit einigen schweren, schiefen Stühlen füllte die Mitte ganz aus. Das dicke, verblaßt farbene Tischtuch hing auf der einen Seite bis an den Boden. Es roch in dem fremden Logis verstaubt, säuerlich und ein wenig nach süßlichem Weihrauch. Jean hatte eine leise, aufdringliche Angst in seinem kleinen Herzen.

Alles war hier so fremdartig wie das eigentümliche Menschending, das jetzt aus dem Kinderbettchen mit dem eingedrückten Holzgatter kletterte, vor den Buben hintrat und ihn mit einem gehässigen Blick musterte. Jean fürchtete sich vor diesem Menschending, das zwar nicht größer war als er. Aber Jean wußte, daß es nie und nimmer in die Kinderschar passen würde, mit der er selber jeden Tag in der Häfelischule im Kleinen Klingenthal unter der freundlichen Obhut der mageren Tante Ritz spielte.

Das Menschending hier hatte einen viel zu großen Kopf und ein Gesicht wie die Erwachsenen, kleine, dicke Hände mit zu kurzen Fingern und böse Augen. Der Kittelmantel, den es wie Jean trug, war aus dem dicken Stoff geschneidert, aus dem

die großen Leute ihre Kleider machen. Er war graubraun wie der Tischteppich, schmuselig wie das ganze Zimmer. Das Menschending selbst roch aufdringlich säuerlich und zugleich süßlich wie die ganze Fremdartigkeit dieses Zimmers, dieser Welt.

Jetzt schlich eine dicke, bläuliche Zunge langsam zwischen den vollen Lippen, deren Winkel geiferten, hin und her. Das Menschending wandte sich gelangweilt von Jean ab, trippelte mit kurz geratenen Bewegungen auf zu kleinen Füßen nach dem Fenster, preßte die Nase an die Scheiben, leckte mit der Zunge am Glas. Auf einmal krächte seine quiekende, hohe Fistelstimme laut und häßlich:

Pfümpf o Pfümpf, du schlimme Zahl,
wie bischt den Mädchen du pfatal . . .

Die heiser tickende Wälderuhr stand plötzlich still, weil sich das Perpendikel in der rostigen Kette verfangen hatte. Jean wollte ausreißen . . .

Wohin . . . ?

Da trat die handfeste, energische Tante Lisi unter die Türe: «Berta!!»

Die Situation war gerettet. Das Spukhafte wich zwar nicht ganz aus dem Zimmer. Es wurde für Jean sogar noch stärker, als ihm einfiel, daß man das kleine Ungeheuer, das nicht größer war als er, zu den Erwachsenen zählte, daß es so alt sei wie die große Tante Lisi.

Das Menschending wandte sich vom Fenster ab, gestört, verärgert, schaute Tante Lisi mit einem wütenden Blick an, krächzte weiter:

Siebmal pfümpf, o Gott o Gott!

alti Jumpfere, Kinder-Tschpott . . . das isch's Lisi, hehe . . .

Es brach in ein widerliches Lachen und Husten aus und verwarf die kurzen Arme in einem schwachsinnigen Freudengetue.

Tante Lisi hatte Berta erwischt, schüttelte sie heftig: «Wenn du jetzt nicht still und ordlig bist, mußt du ins Bett, jowoll!!»

Jean wußte, gemeint war das Kinderbettchen in der Zimmerecke. Er selber schlief schon lange in einem großen Bett. Aber das unheimliche Menschending da gehörte hinter die

Kinderbett-Gitter wie ein Tier im Zoologischen Garten bei Cousine Krebs, fiel ihm ein. Er drängte sich ganz nahe an Tante Lisi, die ihm beruhigend über den Kopf strich. Sicher war das Menschending auch so gefährlich wie das Tier im Zoologischen.

Berta hatte sich knurrend in den Winkel neben das mächtige farbige Bild der Kreuzigung Christi zurückgezogen, bereit, jeden Angreifer mit Fußtritten und Faustschlägen zu empfangen. Sein Gesicht war wie eine Fratze aus einem Hieronymus-Bosch-Bild zwischen den lächelnden Engelsköpfen. Vielleicht war sein Körper wirklich nur eine leere Eierschale und sein Fuß ein in den Schuhen versteckter Krähfuß . . . ?

Der fromme Spruch, der in einem schiefen Rahmen unter einem zersplitterten Glas an der Wand hing, hieß: An Gottes Segen ist alles gelegen.

Jean konnte noch nicht lesen, aber er kannte den Spruch auswendig. Es könnte allerdings auch der Spruch von der schlimmen Zahl «pfümpf» sein, fiel ihm ein, und er dachte auf einmal daran, daß Bertas Familie nach dem heiligen Land und Jerusalem gepilgert sei und von dort allerhand seltsame Dinge und seltsame Gerüche heimgebracht habe.

Jerusalem, Bethlehem, das Tote Meer, auch Gethsemane . . . alles das, was für Jean nur in der Bilderbibel zu finden war, bestand also in Wirklichkeit und alles das hatten diese eigenartigen Leute aus dem dritten Stock am Badergäßlein gesehen? Es klang für Jean unwahr und blieb ihm schreckhaft unverständlich wie das ganze Zimmer hier und das unheimliche Menschending.

Ein Fenster krachte plötzlich an der hintern Wand auf. Dort fiel ein schwarzer Schacht weit hinunter nach dem Riehenteich. Jetzt hörte man das Wasser aus der Tiefe gurgeln und roch den faulenden Duft, der aus dem Finstern empor stieg.

«Es wuehrelet», sagte Tante Lisi, «es wird anderes Wetter geben. Komm . . . »

Sie nahm Jean beim Händchen, der ihr froh und willig folgte, ohne einen Blick nach dem kleinen, bössartigen Men-

schending zurückzuwerfen, nach der Kreuzigung Christi, den Engelsköpfen und dem dunklen Fenster, aus dem der Riehenteich sein Murmeln und seinen Gestank bis hier hinauf schickte.

Jean kannte den Riehenteich gut und hatte sonst keine Angst vor ihm. Er kannte ihn von seinem Häfelischulweg her, von der Rebasse nach dem kleinen Klingenthal. Ein feiner Schulweg war das! Große Mühleräder gab es, die der Rotochsen-Mühle und der Blaesel-Mühle gehörten im Teichgäßlein, wo der Teich unter den Holzbrettern des Bodens gurgelte. Und dann kam das Säergäßlein mit der nach Weihnachtsgutzi duftenden Zimmetmühle des Herrn Buxdorf und den mächtigen Baumstämmen der Sägerei Merian, und dann kam der offene Teich bei der Mechelmühle. Dort drängte sich das Wasser auf einmal in ein Loch hinunter. Man sah es erst später bei der Drachenmühle im Klingenthal wieder.

Neben Tante Lisi täppelte Jean jetzt über die steile Treppe nach der Straße. Warum ihn Tante Lisi zu diesem unangenehmen Besuch hierher mitgenommen hat, wußte er nicht. Man versteht als Kind sowieso nicht, was die Erwachsenen mit ihren langweiligen Besuchen wollen. Jean war richtig erlöst, als sie endlich miteinander in die saubern vordern Stuben an der obern Rebasse traten. Hier roch alles frisch und glänzte aufgeräumt. Hier war nichts Unheimliches mehr zu finden.

Dort oben bei den Jerusalem-Pilgern war sogar der Riehenteich unheimlich gewesen. Erzählte man nicht, der Baumwollnestelhändler, Elie, der mit seiner bösen Frau im Parterre wohnte, sei eines Nachts gerade dort in den Teich gefallen und ertrunken? Man habe ihn auf dem kleinen morschen Brücklein zwischen den Häusern ins Wasser gestoßen . . . Jetzt hause sein Geist — huuuu — im schwarzen Schacht . . .

Und seine Frau sei eine Hexe wie im Märchen, eine Hexe, vor der sogar die Erwachsenen Angst haben . . .

Jean blinzelte dem ausgestopften Eisvogel in Tante Lisis Zimmer zu und stufte an der Glascloche, die ihn deckte. Die Sumiswalderuhr schlug silbern hell die Stunde. Gleich darauf wiederholte die ferne Clarakirche dieselben fünf Schläge ernst

und mahnend. Weit hinten im Höflein sann der Sonnenuhrspruch seiner eigenen alten Weisheit nach:

afflictis lente — celeres gaudentibus horae.

Jean wußte nicht, was das heißt. Es kümmerte ihn auch nicht. Er freute sich auf die mit Anken und Buttemost dick bestrichene Brotscheibe, die ihm Tante Lisi nebenan in der kleinen, dunklen Küche zwischen der vordern und hintern Stube bereit machte.

Draußen im Gang stapfte Großvater Martin, Tante Lisis Vater, vor sich hinschimpfend über den hohltönenden Kellerladen und dann hinauf nach seiner Stube im ersten Stock. Jean hatte Angst und Respekt vor dem kleinen, alten Mann, dessen Stube immer dick voll Rauch war. Gut, daß Großvater, ohne ins Zimmer zu schauen, droben hinter der laut ins Schloß krachenden Türe verschwand.

3.

Diese Kleinbürger Kleinbasels sind wie die Figuren aus einem köstlichen «Doggetekänschterli», bunte Einzelgestalten mit ihren Eigenheiten und ihren, scheinbar für alle Zeiten festgelegten Gebräuchen und Gepflogenheiten. Sie haben keine großen Industrien gegründet, die im 19. Jahrhundert aus einfachen Anfängen von der plötzlich einsetzenden Flut der raschen technischen Entwicklung empor gehoben wurden.

Im 20. Jahrhundert schien aus dieser Hochflut ein geordneter, mächtiger Strom geworden zu sein, der die Industrien der Kleinstadt mit sich trug, bis sie ebenso rasch wieder verschwanden. Ein Strom — der wohin fließt . . . ?

Die stolze Zuversicht der Jahrhundertwende ist in unserer Jahrhundertmitte längst einer verzagten Unsicherheit gewichen. Man ahnt den ungeheuerlichen Abgrund, in welchen dieser Strom münden könnte, die ungeheuerliche Vernichtung, die näher und näher zu rücken scheint.

Die Kleinbürger Kleinbasels standen damals noch ganz außerhalb dieses uns heute unheimlich anmutenden Geschehens. Sie bestaunten entzückt eine Entwicklung, die uns heute wie ein erdrückender Unsegen vorkommt. Denn wir wis-

sen, daß gerade das von ihnen lachend bewunderte Geschehen, das aus den Kerzen und der Petrollampe ihrer Stuben die Gaslampe machte und aus den Gasschnittbrennern mit ihrem heißen rötlichen Licht die elektrische Glühbirne von sechzig und hundert schneeweißblendenden Kerzen, die reiche Welt unserer Kleinbürger zerstören mußte.

Das «Doggetekänschterli» ist zerbrochen. Bunte Scherben. Bunte Splitter. Der Erinnerungsschatten einer imponierenden Gestalt hier, einer grotesken Figur dort. Nur noch ein Schatten, der bereits verschwindet, da das Licht schon weiter gewandert ist.

Sogar ihre Namen sind heute zum großen Teil vergessen. Ihre Familien sind nahezu oder bereits ganz erloschen. Und doch wohnten damals die Styhl und die Krebs, die Martin und Mechel, die Häusler und Vogelsanger, die Strübin, Tobler, Karli, Staehelin und Merian, die Barth, Schweizer, Isenegger und Grollimund an der obern und untern Rebgasse, an der obern und untern Rheingasse, im Säger- und im Badergäßlein, an der Uten- und der Webergasse, in Häusern mit köstlichen Namen: zum Riesenhof, zum Backofen, zum schönen Keller, zum Dupf, zur Justitia, zur vordern Henne, zum gelben Schneck, zum dünnen Ast, zum schwarzen Rad.

Familien und Häuser, die überzeugt waren, Jahrhunderte zu überdauern und die heute schon verschwunden und vergessen sind.

Zwar wurden Häuser und Familiengeist mit viel Sorgfalt gepflegt. Da durfte man die Zimmertüren nicht kräftig zuschlagen, weil die Erschütterung den Hausmauern und sogar den Fundamenten schädlich sei. Dort wurden die Hausfassaden regelmäßig in kurzen Zeitabständen völlig neu gestrichen und in den kleinsten Schäden ausgebessert, weil man darauf hielt, daß das Haus stets festlich gestrahlt und hochzeitlich geputzt aussehe. Da wurden die kunstvoll eingelegten Haustüren gewichst, daß sie wie die Möbel in der schönen Stube glänzten, die Glockenzüge und die großen Messingtürkнопfe funkelten ebenso golden wie die schmalen Messingreifen der zierlichen Kachelöfen in den Barockstuben. Das Trottoir vor

der Haustüre und vor dem Bänklein, auf dem man am milden Abend plaudernd auf der Gasse saß, war gescheuert und blank wie die mächtigen saubern Steinplatten in der Küche.

In jenen Jahren waren in den Behörden der Stadt fast nur Namen aus den privilegierten Klassen der Bevölkerung zu finden, Herrennamen, und sogar der gewöhnlichen «Salzkammer» stand ein Herr Ratsherr Burckhardt aus dem Domhof vor. Die kleinen Bürger aus dem «Doggetekänschterli» der Mindern Stadt trafen sich dafür im Neuen Gesellschaftshaus oder im Lamm, im Rothen Löwen, im Waldeck oder im Greifen und besprachen die Angelegenheiten des Staatswesens und der einzelnen Familien ebenso ernsthaft und eifrig wie jene großen Herren in der Mehreren Stadt.

Die Frauen verhandelten ihre kleinen und großen Sorgen im Gärtlein im Stadtgraben neben dem Riehentor unter dem Wall und der Mauer des Waisenhauses, oder an einem der verschiedenen, fröhlich plätschernden Brunnen, die mit ihrem mächtigen steinernen Laufener-Brunntrog da und dort zu finden waren.

Stadtmauerüberreste, Tore schlossen ihren Ring um Kleinbasel. Innerhalb dieses Ringes bewegten sich die Figuren, lächelnd, schimpfend, frohgemut und traurig durch die Stunden, die für die Traurigen so langsam, für die Fröhlichen so rasch zerfließen, wie es die Sonnenuhr lehrt.

Dort war das Zimmer mit dem Menschenging Berta, den Jerusalem-Erinnerungen, dem Geist des ertrunkenen Wollnestelhändlers Elie und dem schmuselig süßlichen Geruch und den lächelnden Engelsköpfen.

Alle Hopfnung ischt vorbei,

Blumen pflückt man nur im Mai . . .

Pfämpf o Pfämpf, du schlimme Zahl . . .

Hier waren die blitzsauber geputzten Stuben im Haus des Malermeisters und Weinstichers Martin, in welchen Tante Lisi regierte. Eine andere Kammer des «Doggetekänschterlis», eine andere Welt, in welche in ganz anderer Weise als bei den Jerusalempilgern die Weite und Ferne hineinfunkten. Keine aufdringliche Frömmigkeit. Aber weltliche Menschen mit ei-

nem wunderbaren Sinn für die Melodie des herben Alltags und die Poesie der fröhlichen, gesunden Bodenständigkeit.

4.

Als die Frau des Malermeisters und Weinstichers, Heinrich Martin, die ungewohnt stille Dorothee aus dem sonst lauten, energischen Stamm der Krebs, unerwartet früh starb, übernahm die älteste Tochter die Leitung des Haushalts: die dunkeläugige, schwarzhaarige, Krebs-energische Tante Lisi. Man kannte Tante Lisi überall im Quartier. Man scheute sie und liebte sie gleichzeitig wegen ihres heißblütigen, rasch aufbrausenden und im Grunde doch unendlich hilfsbereiten, gütigen Wesens.

Sie waren eine eigenartige Mischung, die vier Kinder aus der Ehe des Weinstichers. Sowohl die älteste Tante Lisi, wie der jüngste Onkel Hangi, hatten eine gute Dosis des väterlichen Aufbrausens und der mütterlichen Energie mitbekommen. Die zweitälteste Dorothea, 's Deeri, war sanft, die dritte, 's Luggi, war vor allem fröhlich und verlor ihre köstlichen Einfälle auch in der langen Ehe mit dem eintönigen Sprachgelehrten, dem weltfremden Onkel Heinrich, nicht.

In der vordern Stube an der obern Rebasse, wo der ausgestopfte bunte Eisvogel unter seiner funkelnden Glaschloche vor Staub und Schaben geschützt sein sollte, in der hintern Stube, in welcher Tante Lisi gegen das lange, schmale Höfli zu hauste, in der dunkeln engen Küche zwischen den beiden Stuben mit ihren umständlichen Petrolherden, im Hausgang, in dem man den schweren Holzladen vom Boden aufheben und an der Wand festketten mußte, wenn man in den Keller hinunter klettern wollte, brodelte das Leben dieser Malers- und Weinstichersfamilie, eine ununterbrochen kochende Suppe, die plötzlich hochstieg und mit einem zischenden Himmelherrgott-donnerwätter überlief.

Dann zog sich der Großvater in seine Stube im ersten Stock zurück, überließ das Pleinpiéd der Gewitterstimmung der Tante Lisi und braute sich im dicken Rauch seiner Cigarren

sein eigenes ihm wohlthuendes Privatgewitter über irgendeine Kleinigkeit, die ihn ärgerte. Die winzigste Kleinigkeit konnte die Weinstichers Leute in einen riesigen Aerger versetzen. Von seinem gothischen dreiteiligen Fenster aus überwachte der Großvater den engen Hof und die ferne Malerboutique am andern Ende, die nun der jungverheiratete Onkel Hangi leitete und in deren Nähe sich auch das von allen Hausbewohnern gemeinsam zu benützende bewußte Oertchen befand: des alten Weinstichers größter wirklicher Kummer!

Wie oft wurde Großvater, wenn er nach einem Mittagschoppen bei Frau Strübin im Lamm still vergnügt heimwärts wanderte, unterwegs in Martinischer Heftigkeit von einem plötzlichen menschlichen Rühren in den Eingeweiden überfallen. Erschrocken beeilte er sich, auf seinen kurzen Beinen so rasch als möglich heimzukommen. Schon beim Lotz'schen Zimmerhof begann er die hinderlichen Knöpfe zu lösen, erreichte atemlos den Ausgang, stolperte über das dumpftönende Kellerbrett, durch das schmale Höflein dem dringend ersehnten Ziel zu, kam bis in die Nähe der Türe, um plötzlich mit einem Seufzer aus tiefster Seele: «oaaaaah . . . » stehen zu bleiben, versteinert, und sich dann verärgert und beschämt langsam wieder dem Vorderhaus zuzuwenden.

Tante Lisi, die dieses Manöver kannte, spedierte ohne viel Federlesens den unglücklichen Alten mit einigen energischen Bewegungen nach seinem Zimmer im ersten Stock. Und bald saß der Weinsticher in der saubern zweiten Werktagshose erschöpft im Lehnstuhl am Fenster, qualmte seine beruhigende Cigarre und warf der fernen schmalen Türe am Hofende einen zornigen, strafenden Blick zu.

Nie hätte der Weinsticher, nie hätte sein bis weit ins 20. Jahrhundert hinein lebender Sohn, Onkel Hangi, einen Ueberzieher getragen. Man war standesbewußter Handwerksmeister, Malermeister. Nur der «Herr» der Mehreren und der Mindern Stadt trägt einen Ueberzieher. Der Handwerksmeister, dem es nichts ausmachte, in den Pantoffeln über die alte Brücke zum Fischhändler Glaser «in d'Stadt» zu eilen, um sich ein paar frische, gute Nasen zum Mittagessen zu holen,

trägt im Winter seine dicke, doppelt gefütterte, aus teurem, solidem Stoff geschneiderte Joppe, die ihn so warm hält wie der städtische Ueberzieher den «Herrn», besonders da das Hosenband selbstverständlich bis nahezu unter die Arme reicht.

Ein Kleinbasler Handwerksmeister respektierte den «Herrn» und seinen Stand, wie er vom «Herrn» den Respekt für den eigenen Handwerksstand erwartete. Allerdings haben die vom Mehrern Basel dem kleinen Mann der Mindern Stadt nicht immer die Achtung entgegengebracht, die er verdiente. Ob Malermeister, ob Seidenfärber, man behandelte ihn von oben herab wie einen Angestellten, was beim senkrechten Weinsticher mehr als einmal daheim die Milch zum Ueberkochen brachte. Dann entlud sich das Gewitter mit dem urrechten, alten Kleinbasler Herzenswunsch: jetzt möchte er am liebsten dem andern «mit em blutte Fidle» ins Gesicht springen!

Die Sprache im Kleinbasler Kleinbürger-Doggetekänschterli war eine saftige und bildhafte, die man nicht verwässern darf. Sie ist von jenen «Figuren» nicht wegzudenken. Geschah es zum Beispiel, daß der Weinsticher am Morgen beim Metzger Bienz im Haus zum Rothen Löwen an der Greifengasse ein herrliches frisches, helles Kalbsnierli entdeckte, so erstand er es sich schmunzelnd und trug es sorgfältig heim nach der dunkeln Küche, um sich ein leckeres z'Nüni zu erlauben.

Er selbst bereitete das Nierli mit viel Kochkenntnis zu, schob es — à point — lächelnd auf den vorgewärmten Teller, steckte die schlanke Markgräflerflasche unter den Arm, hielt Brot und Besteck in der andern Hand und täppelte über den Gang ins vordere Zimmer, um sich dort ungestört dem Genuß dieser duftenden Kostbarkeit hinzugeben. Mit dem Ellbogen drückte er langsam die schwer gehende, golden glänzende Messingfalle nieder . . .

Da besann sich das dampfende, duftende herrliche Nierli heimtückisch eines Bessern und glitt unerwartet vom Teller auf den Boden. Erstarrt blieb der Weinsticher stehen. Ueberkochen wäre jetzt am Platz gewesen, ein erlösendes Martini-sches Himmelherrgotttonnerwätter hätte befreit. Aber die Enttäuschung war zu groß. Mit einem zornigen Blick maß der Ge-

prellte das Unglücksnierli am Boden und schleuderte ihm schließlich im Ton der grenzenlosen Verachtung die Götz-von-Berlichingen-Einladung nach: «du kannst mich . . . »

Er brachte Brot und Wein wieder unberührt in die Küche zurück und vergrub sich murrend und während des ganzen Tages unnahbar in seine Stube im ersten Stock.

Tante Lisi setzte das «Götz-von-Berlichingen-Nierli», das im ganzen Kleinbasel berühmt wurde, ihrem kläffenden Lieblingsskötter, dem Netteli, zum Mittagessen vor.

Vorzügliches Kochenkönnen gehörte als etwas Selbstverständliches zur Familie des Weinstichers und Malermeisters. Nur das sanfte Deeri, das den ebenso sanften Schulmeister aus Schaffhausen geheiratet hatte und mit ihm nach Burgdorf gezogen war, bildete auch darin eine allen unbegreifliche Ausnahme. Dem Deeri fehlte das ganze heißblütige Martin-Krebs'sche Temperament, da war auch kein wirkliches Küchenverständnis zu erwarten.

Mit der düsteren Vorahnung einer schweren Prüfung reiste denn eines Sonntags der Weinsticher mit Tante Lisi und Onkel Hangi auf wiederholtes Drängen der sanften Dorothee endlich nach Burgdorf zu einem Hasenpfeffer.

«Es wird beim Deeri wohl nichts als ‚Strähl‘ in der Sauce geben», seufzte der Weinsticher im Zug unterwegs. «Es hat den Hasen sicher schon vor dem Morgenessen obgetan.»

Als jedoch am festlich geschmückten Mittagstisch, an dem bei der sonst so sanften, heute leise aufgeregten Dorothee und ihrem friedlichen Schulmann eine Stimmung wie an einem Schulexamen herrschte, beim Servieren nicht nur die erwarteten «Strähl», die dünnen Knochen des Hasen, zum Vorschein kamen, sondern der Weinsticher zu seinem namenlosen Entsetzen auch noch den Harnischplätz aus der dicken braunen Sauce zog, da kochte das Temperamentsüpplein des Zornigen jäh über. Ein «Himmelherrgotttdonnerwätter, du Riechetordotsch!» prasselte über die sanfte, bleiche, zu Tode erschrockene Dorothee nieder. Der eigentliche Appetit war allen vergangen.

Viele Jahre später überrannte eine simple, von einem mü-

den, mageren Gaul gezogene Droschke beim Claraplatz den alten Weinsticher und Malermeister. Der Unfall schien ein leichter zu sein, aber eine Lungenentzündung, die den ans Bett gebannten, ununterbrochen ärgerlich Protestierenden erbarmungslos überfiel, brachte kurz darauf den Tod.

5.

Eine andere Stube im «Doggetekänschterli», eine andere Figur: Cousin August, der welsche Ingenieur, eine andere Welt.

Tante Lisi führte bereits seit Jahren als zweite Gattin des Cousin August das strenge Regiment im weiten Barockhaus an der untern Rebasse. An der obern Rebasse war die sanfte Dorothee mit ihrer großen Kinderschar in die niedern Stuben des engen großväterlichen Hauses eingezogen, nachdem sie ihren Gatten, den frohmütigen Schulmann in Burgdorf, früh verloren hatte. Es war für den Schulmann ein langsames, mildes Sterben gewesen, dessen Stunden Dorothee und den Kindern endlos vorkamen, als sei die Zeit plötzlich still gestanden.

Neben Tante Lisi treten nun die andern Figuren, auch der neue Kreis um Cousin August, immer mehr in den Schatten zurück. Sie selber ist und bleibt während Jahren die dominierende Gestalt in der bunten Menge dieser Kleinbasler Kleinbürger.

Ihre Liebe ist ebenso stark und eigenwillig wie ihre Furchtlosigkeit und ihr selbstverständliches Gottvertrauen. Nichts darf ihre eigenste Welt des sauberen Kleinbürgertums stören, auch keine Obrigkeit. Niemand darf neben ihr regieren, kein Kaiser und kein Papst. Es blieb ein Glück, daß Cousin August, der Witwer mit den vier unmündigen Kindern, eine nachgiebige, zu Kompromissen bereite welsche Natur besaß. Auch die Kinder fügten sich mehr oder weniger dem Regiment der neuen Mutter, die den Jüngsten, Jean, besonders in ihre starke, dominierende Liebe einschloß.

In jenen Jahren, da Jean sorglos und noch nicht ganz zum Leben erwacht die Primarklassen im Thomas-Platter-Schul-

haus besuchte, verirrte sich der schwärmerische Primarlehrer Huldreich, (eine kühne Nase, ein forscher Schnurr- und Backenbart, ein steifer Umlegekragen und ein verdächtiger ostschweizerischer Dialekt) öfters in den Räumen des Barockhauses. Huldreich, der mit allen seinen Sorgen und umständlichen Bitten für minderbemittelte Schüler zur immer verständnisvollen Tante Lisi kam, hatte sich in Juggi, die etwas räse, zweite Tochter des Cousin August, heimlich verliebt.

Er trug still an seinem Liebeskummer, hoffte aber unentwegt und tapfer auf eine spätere Erfüllung seines innigsten Wunsches. Bis dieser Zeitpunkt gekommen war ... Jedes Ding hat seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit, pflegte Huldreich zu singen ... erwies er sich nach seiner Art freundlich, indem er Jeans Zeugnisse Quartal für Quartal mit den besten Noten füllte.

Huldreichs Werben um Juggis Gunst fand ein jähes Ende, als sowohl Tante Lisi mit einem ärgerlich lachenden Kopfschütteln, wie auch Juggi selbst den schwärmerischen Schulmann mit seinem zaghaft vorgebrachten Begehren kurz und bündig abwiesen. Aber das Unheil mit den unverdient guten Noten in Jeans Zeugnis war geschehen. Es war für Tante Lisi selbstverständlich, daß «ihr Jüngster» mit einem solchen Zeugnis zum mindesten ins humanistische Gymnasium auf den Münsterplatz geschickt werde, welchem Rektor Schäublin, der Sohn des Waisenhausvaters, also ein Kleinbasler und Bekannter der Tante Lisi, vorstand.

Jean, der Ahnungslose, spielte im Gymnasium ebenso unbekümmert, wie er es aus der Thomas-Platter-Schule gewohnt war, und brachte zum Erstaunen der Tante Lisi und zum eigenen Entsetzen im ersten Zeugnis nur die schlechtesten Noten nach Hause, war auf Probe gesetzt und im Rang der 32ste von 34 Klassenkameraden. Jean begriff nichts, er war auch damals noch nicht ganz zum Ernst des Lebens erwacht.

Aber Tante Lisi verstand keinen Spaß.

In ihren rauschenden, schweren Seidenröcken, den Hut mit den Straußenfedern, den ihr die Schwestern Däntliker endlich einigermaßen nach Wunsch fertiggestellt hatten, auf dem glatt

gescheitelten schwarzen Haar, ein Ungewitter in den dunkeln, glänzenden Augen erschien sie schon am nächsten Nachmittag auf dem Münsterplatz beim Rektor des Gymnasiums. Mit ungeahnter, echt kleinbaslerischer Wucht entlud sich das Donnerwetter über dem Haupt des wehrlosen Schulvorstehers: was ihm eigentlich einfallen, ihrem Jean ein solches Schulzeugnis auszustellen? Er wolle ihr doch nicht etwa weismachen, der Bub sei zwischen dem Thomas-Platter-Schulhaus und dem Gymnasium verblödet, ein Hernlidubel (die höchste Steigerung des Begriffs Dubel: Dubel, Komparativ Riechetordubel, Superlativ Hernlidubel) geworden? Wenn ihm, dem Herrn Schaibli, ihr Jean nicht genehm sei, so nehme sie den Buben sofort aus der Schule und bringe ihn anderswo hin. Derartige schlechte Späße jedoch verbitte sie sich ein für alle Mal...

Rektor Schäublin, der aus alter Nachbarschaft das Temperament der Weinsticherfamilie zur Genüge kannte, beschwichtigte die Aufgeregte, sprach von Nachhilfstunden während der Sommerferien, der Bube werde sich schon dem Tempo des Gymnasiums anpassen, kein Grund, ihn jetzt aus der Schule zu nehmen.

Nur halbwegs überzeugt rauschte die energische Frau vom Münsterplatz wieder zurück nach dem Kleinbasel. Sie kehrte unterwegs noch rasch bei ihrer freundlichen Cousine Stylh im obersten Stock des Rollerhofs an, wo die alte, zierliche Jungfer mit den immer gleich sorgfältig gerollten Löcklein über der glatten rosigen Stirne, am Fenster saß und Himmel und Münster und Platz überwachte. Tante Lisi nahm das Gläschen funkelnd roten Johannisbeerweins, das ihr Cousine Stylh vorsetzte, mit etwas schnippischem Nasenrümpfen an: es wird auch etwas Gescheites sein...

Immerhin kühlte es ihr aufgeregtes Gemüt etwas ab, so daß man nachher ruhiger die Regierungsräte verhandeln konnte, die Rektoren und die allgemeine Unzuverlässigkeit der Stadtbehörden.

Die Nachhilfstunden während der Sommerferien halfen rasch. Jean, der durch diesen Schock zum ersten Mal mit den Ungereimtheiten des Lebens in Berührung kam, erwachte und

rutschte von nun an, keine besondere Leuchte, aber brav und munter, mit seinen Schulkameraden durch die weitem Klassen des Gymnasiums. Und Tante Lisi wandte ihre nie ermüdende Energie wieder ausschließlich ihrem eigenen Kreis im Kleinbasel zu. Denn dieser Kreis um Cousin August verlangte von nun an ihre ganze Aufmerksamkeit und ihre ganze Kraft.

Eigentümlich, daß sie sich trotzdem in diesem Kreis nie völlig daheim fühlte! Es war eine ganz andere Stube, eine Gruppe ganz neuer Figuren, eine neue Welt, die Welt um Cousin August, den Welschen. Nicht Rebgasse. Obere Rheingasse und doch auch dort echtestes Kleinbasler Kleinbürgertum.

Zwar stammte Cousin August aus einem alten Geschlechte der Franches Montagnes. Er war selber noch im großen Dorf auf jenen einsamen Jurahöhen zur Welt gekommen. Aber schon als Zweijähriger war er mit seinem welschen Vater und der Kleinbasler Mutter nach der Rheingasse ausgewandert. Für Vater Virgile war das ein Auswandern, für die Mutter Maria Barbara eine Heimkehr. Der junge Welsche Virgile hatte wenige Jahre zuvor als Bäcker in Basel seine Lehre gemacht, chez les Allemands, wie sie im Jura heute noch sagen. Er hatte sich dort in die Tochter des Malermeisters Schweizer-Isenegger verliebt, hatte die lebhaftige Maria Barbara geheiratet und sie mit sich nach den Freibergen genommen.

Die Eltern des Mädchens drängten jedoch bald auf eine Rückkehr der jungen Eheleute nach Basel. Und Vater Virgile zog mit den zwei ältesten Buben nach der ihm lieben Stadt am Rhein, wo ihm Maria Barbara noch eine ansehnliche Kinderschar schenkte.

Mit Cousin August kam eine andere Fremde in den Kreis der Kleinbasler Kleinbürger, nicht Jerusalem und das Heilige Land, das immer wieder durch die Gespräche der Weinstichersfamilie geisterte. Welschland war es zuerst und später gar Amerika. Vom Welschland berichtete Cousin August bis in sein hohes Alter hinein immer mit Freuden und einem leisen Heimweh. Denn als Bube durfte er Sommer für Sommer in der umständlichen Postkutsche die große Reise von der Rheingasse nach den Franches Montagnes unternehmen, wohl ver-

packt, mit genügendem Proviant und dem notwendigen pot-de-chambre für die einen vollen Tag oder eine ganze Nacht dauernde Fahrt versehen. Eine abenteuerliche Reise, die dem kleinen Rheingäßler ungeheuerlich wie die Reise eines Robinson Crusoe vorkam.

Als Fünfdreivierteljähriger wurde der Knirps allerdings bereits in die Gemeindeschule St. Theodor gesteckt. Der beliebte Dichter Philipp Hindermann, der auch im Weinstichershaus ein- und ausging und dessen Gedicht: «d'Frau Stadtroth isch am Fänschter gsässe . . .» Tante Lisi auswendig kannte, und der strenge Lehrer Schaffner brachten dem jungen Welschen das Schreiben und das Rechnen bei, wofür er von klein auf eine besondere Begabung zeigte.

Der Gemeindeschule St. Theodor folgte das Gymnasium auf dem Münsterplatz. Und schon kam die Gewerbeschule mit den Lehrern Kinkelin und Mosley. In der Schule ging für den aufgeweckten Cousin August alles glatt. Aber daheim in der väterlichen Bäckerei an der Rheingasse ging inzwischen alles schief. Vater Virgile, ein gutmütiger Geselle, litt an der den Welschen oft eigenen Leichtgläubigkeit, an einem grenzenlosen Optimismus und an der heute noch in den Freibergen gefürchteten Bürgschaftskrankheit: man ist Kreti und Pleti Bürge, bis man schließlich sein eigenes Haus und seine eigene Familie ruiniert hat.

Der Bäckerei wurde ein Holzhandel als Stütze angegliedert. Der kleine August gab die weitere Schule auf, trat in die Schlosserlehre bei Meister Rudin am Gembsberg ein. Kost und Logis behielt er gegen allen Brauch daheim, um das Lehrgeld zu verkleinern. Neben Schule und Lehre mußte er dem Vater tüchtig helfen im Holzspalten, Holzvertragen. Aber er gab nicht nach. Er wollte es trotz aller Härten und Schwierigkeiten, wie man sie im wohlgenährten Kreis der Weinsticherfamilie an der obern Rebgeasse nie kannte, weiter bringen, wollte «Constructeur» werden. Und so besuchte er als Fünfzehnjähriger neben der Lehre im Sommer von 5—7 Uhr morgens und von 7—10 Uhr abends, am Sonntagvormittag von 8—12 Uhr, die Zeichnungs- und Modellierschule.

Gute Zeugnisse in der mechanisch-technischen Klasse, die Zuneigung des Lehrers Huber — und schon darf der 18jährige Schlossergeselle aus dem Kleinbasler «Doggetekänschterli» mit Bundes- und Kantonssubvention die Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 besuchen. Fünfhundert andere Handwerkmeister und Gesellen der Schweiz reisen mit ihm. Man erhält vom Bund zweihundert Franken pro Kopf für die Hin- und Rückreise ab Romanshorn und den zehntägigen Aufenthalt in Wien.

Welch bunte Bilder bringt der begeisterte Cousin August von dieser ersten großen Fahrt aus der Fremde nach dem Kleinbasel zurück! Großstadt!! Weltausstellung!! Den jetzt erst recht wach gewordenen Ehrgeiz: es weiter und weiter zu bringen und nicht in den engen saubern Stuben der Weinstichers- und Handwerkersleute Kleinbasels eingesponnen zu bleiben.

Die Jahre rascher technischer Fortschritte haben begonnen. In der Maschinenfabrik Socin und Wick baut man erste Cortiss-Dampfmaschinen und Girard-Turbinen. Cousin August kommt hier als junger Geselle mit dem Maschinenbau in Kontakt. Das bestimmt ihn mutig, allen Bedenken des ängstlichen Familienkreises zu trotzen, das Studium an der technischen Hochschule in Mittweida in Sachsen zu wagen und es glänzend abzuschließen.

Als Cousin August später wieder in Basel festen Fuß gefaßt hatte und in der aufblühenden Seidenfärber-Industrie eine führende Stelle antrat, reiste er zum zweiten Mal als eidgenössischer Delegierter an eine Weltausstellung, dieses Mal, 1893, nach Chicago. Das bedeutete eine erste Fahrt über den gewaltigen Atlantischen, bedeutete ein Wiedersehen mit der eigenen elterlichen Familie in den Vereinigten Staaten. Denn Vater Virgile und Mutter Maria Barbara hatten sich zehn Jahre zuvor, als Bäckerei und Holzhandel endgültig zusammenbrachen, mit der alten, energischen tante Julie aus den Franches Montagnes, die ihr sauer Erspartes für dieses Auswandern auf den Tisch legte, und der achtzigjährigen Großmutter Schweizer in der neuen Welt angesiedelt. Sie hatten ihre ganze Kin-

derschar mit Ausnahme des in Basel bereits Stellung und eigene Familie besitzenden August mit übers Meer genommen.

Wie öffnete Cousin August mit einem Schlag die Fenster des saubern Kleinbasler «Doggetekänschterlis» auf die weite, endlose, abenteuerliche Welt! Unter den Gasschnittbrennern, die inzwischen die früheren Petrollampen verdrängt hatten, saß man manchen Abend beisammen und lauschte den Erzählungen von Meer und Ferne, vom Riesenungeheuer New York, vom ebenso ungeheuerlichen Mississippi, den Cousin August überquert hatte, und von den mächtigen Prärien jenseits des gewaltigen Stromes.

Cousin August erzählte ernst und sachlich von seinen Erlebnissen und Erfahrungen. Während der Müllermeister Mechel, ein guter Freund aus der «Neuen Mühle» an der untern Rheingasse, eigene, komplizierte Reiseerlebnisse von Paris und London in derart fröhlicher Weise zum besten gab, daß die braven Kleinbasler Tränen lachten. Vor der weiten Welt des Cousin August empfand man Respekt und ein leises Bangen. Die Welt des lebhaften, kleinen Müllermeisters Mechel aber lockte auch die Aengstlichsten trotz des mit flatternden Händen und lebhaften Gebärden geschilderten Elends einer stürmischen Kanalüberfahrt: ... im untern Bett des heftig schwankenden Schiffes ... zum Sterben seekrank ... Weltuntergang ... man wagt den Kopf etwas über den Bettrand hinaus ... sucht den Emailnapf ... und schon plätschert ein unwillkommener Segen aus dem obern Bett hernieder ... daß man sich erschrocken zurückzieht ... und mit Aufbringung der letzten Energie sofort sterben will ...

Wie verständnisvoll nickte Tante Lisi, die ihren im strammen Korsett eingeschnürten Busen lachend schüttelte, während der etwas schwerhörig gewordene Onkel Hangi, der Malermeister, sein altmodisches Hörrohr über den Tisch hielt und als echter Fasnächtler drauf mit den Fingern «die Alten Schweizer» trommelte. Jeder spürte das angenehme Gruseln im Rücken, als erlebe er die Todesnöte einer solchen unappetitlichen Seefahrt in dieser Stunde selber. Und jeder war froh, daß er sich doch gleichzeitig in der wohltuenden Sicherheit

der blitzsaubern Rebгäßlerstube geborgen wußte, in welcher das leise summende Gaslicht dem Reden und Lachen seine dünne Melodie beisteuerte — und viel Wärme dazu, daß es bald allgemein heiße Köpfe und durstige Kehlen gab.

Zwar sprach Cousin August selten davon. Aber alle wußten, daß er zu den Freimaurern gehörte, die drüben in der Mehrern Stadt ihre geheimnisvollen Zusammenkünfte abhielten. Man berichtete sich im alten Kleinbasel allerhand erschreckende Dinge von dieser lichtscheuen Gesellschaft. Es hieß, sie versammelten sich auch ab und zu in den Kellern der Herrenhäuser am Claraplatz — ohne Schuhe — in Strümpfen. Es hieß, in einem Raum ihres Tempels seien die Photographien sämtlicher Mitglieder an die Wand geheftet. Verrate einer ein Geheimnis der Loge, so steche der Meister vom Stuhl eine Nadel durch die Photographie, und der Verräter falle auf der Stelle tot um, gleichgültig, wo er sich auch befinde. Das Ganze klang noch viel unheimlicher als der Geist des toten Elie im dunkeln Riehenteichschacht am Badergäßlein, unheimlicher als die verschrobene Welt des Menschenkindes Berta bei den Jerusalempilgern.

Wenn ihm solches zu Ohren kam, lächelte Cousin August das spitzbübische Lächeln seiner braunen Augen. Er erinnerte die andern daran, daß größte Geister wie Goethe und Mozart, wie Friedrich der Große in ihrer Zeit zu den Freimaurern gehörten, daß friedliche Männer wie der ruhige Kaiser Friedrich III. das oberste Amt in der Loge bekleideten.

Von sich selber sagte er nichts, nichts davon, wie er bei seinem Aufnahmegesuch mißtrauisch und ablehnend empfangen wurde. Denn genau wie in den Behörden der Stadt führten in jenen Jahren auch in der Loge die mächtigen Geschlechter das Regiment. Ein kleiner Mann aus der aufstrebenden Mindern Stadt besaß in ihren Augen nicht die nötigen gesellschaftlichen Voraussetzungen, um in den streng geschlossenen Kreis aufgenommen zu werden. Man gab widerstrebend nach, und dieser kleine Mann aus der aufstrebenden Mindern Stadt, Cousin August, leitete Jahre später an oberster Stelle als Meister vom Stuhl die Geschicke der Loge.

Genau wie er als Kleinbasler Großrat mit seinem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn: «hast du ein bestimmtes Recht, so halte fest daran, das kann dir niemand rauben . . .», unnachgiebig für sein Kleinbasel kämpfte, ob seine Gegner auch als verknöcherte Politiker einer vergangenen Schule in der Regierung saßen und die scharfe Sprache des Rebgäblers wenig goutierten.

Hinter Cousin August lagen die Erfahrungen eines reichen, weltoffenen Lebens. Drum konnte er neben den Herren der Mehrern Stadt als Bürger Kleinbasels mitreden und wurde gehört, da sein Wort Gewicht hatte und den guten Klang der echten Münze.

6.

Die Fenster in den Stuben des Cousin August standen gegen die Welt zu weit offen. Hier hörte man von Wien und Paris, vom Jura und von Amerika, von London und vom mächtigen Atlantischen. Man hörte sogar davon, wie die Herren der Kleinbasler Kleingewerbe als Vertreter einer seit Jahrhunderten bestehenden Korporation mit dem Großherzogtum Baden selbständig Staatsverträge abschließen konnten. Man hörte und staunte, als man erfuhr, daß Cousin August als Wassermeister dieser Korporation vor kurzem auf einer offiziellen Reise im nordbadischen Land im gleichen Bett schlafen durfte, in welchem der deutsche Kaiser erst wenige Nächte zuvor geruht hatte!

Die Fenster in den Stuben des Weinstichers und Malermeisters an der obern Rebgasse waren hell und glitzernd wie das Gelächter, das in jenen Räumen fast immer herrschte, so daß dort die Stunden des Tages im Nu zerrannen, rascher als anderswo.

Die Fenster der Stuben im Haus des strengen Onkels Andreas an der Rheingasse aber waren gegen die weite Welt zu ebenso verschlossen wie gegen jede Lebensfreude. Die Luft in jenen Zimmern roch nicht etwa schmuselig und verhockt, süßlich und staubig wie bei den Jerusalempilgern. Sie roch nach sauberer phantasieloser Härte, nach einer saubern, harten Frömmigkeit.

Gewiß, der Kreis des Kaufmanns Andreas gehörte zur gleichen Welt wie die andern Kleinbürger. Die Familien waren unter sich verschwägert. Kaufmann Andreas wurde mit scheuem Zögern Onkel genannt. Aber man sagte ihm Sie und fürchtete ihn, wie man die ebenso strenge Tante Judith fürchtete und ihr mit klopfendem Herzen ebenfalls Sie sagte.

Die beiden Töchter, Cousine Elise und Cousine Marie, waren stille, emsige Jungfern, in dicke, dunkle, lange Stoffkleider von den Füßen bis zum Kinn eingewickelt, mit schmalen, freundlichen, ängstlichen Gesichtern und raschen, leicht gehetzten Bewegungen. Der Sohn, Vetter Männi, galt auch in viel spätern Jahren noch als komischer Eigenbrödlar. Er blieb in aller Selbstverständlichkeit und erschrocken vor dem Leben ein Jungeselle, wie die beiden Schwestern Elise und Marie unverheiratet blieben. Man wußte um eine grausam harte Jugend, die er daheim verlebt habe. Es wurden in den Familien an der Rheingasse und an der Rebasse seltsame Geschichten herumgeboten.

Die Finanzverhältnisse des Kaufmanns Andreas waren wohlhabende und wohlgeordnete. Drum blickte der Kaufmann auch abweisend und verurteilend auf die verschwägerten Weltschen, die mit ihrer leichtsinnigen Leutseligkeit alles Ererbte und Erworbene verloren hatten und wie mißratene Söhne nach Amerika auswandern mußten. Er fand sie noch schlimmer als jenen faulen Knecht im Gleichnis, der die erhaltenen Pfunde in der Erde vergrub. «Wer aber nicht hat, dem wird auch das er hat genommen werden.» Bei Onkel Andreas galt das strenge Gebot, daß man das ererbte Gut wohl anlegte und mehrte, damit ihm gegeben und er die Fülle haben werde.

Auch die Cousinsen und Vetter Männi hätten es in viel spätern Jahren nie gewagt, die ihnen zukommende Hinterlassenschaft ihrer Eltern für sich zu verwenden. So wenig sie es als Sechzigjährige wagten, unter den hinter Glas verschlossenen Bänden sich selber ein Buch auszusuchen. Mutter Judith, die gegen die neunzig wurde, besaß den Schlüssel des Bibliothekkastens allein und gab heraus, was sie als Lektüre ihrer erwachsenen Töchter für richtig hielt.

Er hatte ein rechteckiges Gesicht mit einer langen Nase, Onkel Andreas, einen bittern, dünnen Mund. Er trug neben dem glattrasierten Kinn und der glattrasierten Oberlippe den buschigen Franz-Joseph-Bart. Unter den dicken Brauen versteckten sich die böse und hart blickenden Augen. Die Stirne war kahl und eigensinnig. Man erzählte sich, daß er den Buben Männi in unbegreiflichem Jähzorn nachts aus dem Bettchen riß, auf den Boden warf und den schreienden Knaben mit Fußtritten bearbeitete. Man schob dieser grausamen Jugend den Grund für Vetter Männis spätere erschrockene Eigenart zu.

Auch schien es allen wie eine Fügung des Schicksals, daß der unerbittliche Vater, der auf der andern Seite des Rheins seinen ehrbaren und gerechten Kaufmannsberuf betrieb, auf der andern Seite des Rheins den Gebetstunden der Brüder-Societät folgte, der also eher zur Mehrern als zur Mindern Stadt gehörte, mitten in den besten Jahren von einer furchtbaren Krankheit befallen wurde. Er zeigte sich niemandem mehr, schloß sich in seine Stube ein und siechte dort zwischen den wertvollen Möbeln im Halbdunkel langsam dahin.

Schöne, nicht prunkende, aber echte Stilmöbel, wie sie in keiner der andern Wohnungen des «Doggetekänschterlis» zu finden waren, gaben den Räumen im Hause des Onkels Andreas etwas vornehm Abweisendes. Es erinnerte in seiner ganzen Atmosphäre an die Mehrere Stadt. Die Kinder der Nachbarhäuser fürchteten sich, wenn von dem kranken Mann die Rede war, dessen Gesicht vom Krebs zerfressen werde, der die langen, langsamen Stunden seines schrecklichen Leidens mit einer kalten Geduld und Ergebenheit auf sich nahm und trug.

Für die Kinder klang diese Krankheit nach Aussatz, nach einem Leiden, das man in unseren Gassen sonst nie traf, das vielleicht noch in jenem heiligen Land zu finden war, nach welchem die Familie des Menschendings Berta am Sänergäßlein einst pilgerte.

Hier schlossen sich für die kindliche Phantasie Kreise, die auf irgendeiner geheimnisvollen Ebene zusammengehörten. In Wirklichkeit und im sichtbaren Alltag hatten die Angehörigen

des strengen, frommen Onkels Andreas mit der schmuseligen Gesellschaft vom Sänergäßlein nichts zu tun. Der dunkle Schacht, in welchem der schwarze Riehenteich unter den Zimmern vorbeirauschte, durch die das Menschending Berta geifernd und kreischend herumtappte; der dunkle Schacht, in welchem der betrunkene Elie, der Wollnestelhändler, von den unheimlichen Wassern geholt wurde; der dunkle Schacht, der den schreckhaften Geist des Verunfallten . . . des Ermordeten??? . . . ssst! . . . nach den trüben Fenstern jener Stuben hinaufschickte, war weit weg von der sauberen Fassade des Andreas Wohnung.

Dennoch litt hinter den blitzenden Scheiben dieser Andreas-Wohnung, durch die man nach dem hellen Rhein, den hochgiebeligen Häusern, dem Münster blicken konnte und nach den duftenden Lindenbäumen am Rheinweg, ein unerbittlich harter Mann an einer unerbittlich harten Krankheit, die den Kindern alttestamentarisch vorkam und fremdartig wie die Welt der Jerusalempilger vom Sänergäßlein.

Nachdem Onkel Andreas endlich von seinem Leiden erlöst wurde, lebten Tante Judith, die Cousinen Elise und Marie und Vetter Männi in der sauberen, kalten Luft ihrer Stuben zwischen den sorgfältig gepflegten, verschlossenen Möbeln noch manches Jahrzehnt bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein. Die Welt um sie herum hatte sich von Grund auf verändert. Sie aber blieben sich gleich, diese Figuren aus dem «Doggetekänschterli». Tante Judith mit ihrer schmallippigen Strenge, die beiden Cousinen mit ihrer scheuen, emsigen Freundlichkeit und einer eigentümlich tief verwurzelten Herzensgüte, Vetter Männi, ein gewissenhafter Notariatsangestellter, von einem kichernden, etwas zersprungenen Fröhlichsein.

Vetter Männi entwickelte sich aus seiner schreckhaften Kindheit zu einer der originellsten Gestalten der vergangenen Zeit. Manch Erschrockenes und eine nie verstummende Furcht vor eingebildeten Schicksalsschlägen blieben immer in ihm. Wie er in seiner Kindheit durch den unbegreiflichen Vater aus einem unschuldigen Schlaf gerissen und gepeinigt werden

konnte, so erwartete er bis zu seinem Tode derartige unvermittelte Ueberfälle am unschuldigsten, heiterhellen Tag.

In dicken Heften notierte er Angst einflößende Behauptungen aus Quacksalberbüchern: hüte dich vor kleinen Erkältungen oder Krebskrankheit . . . Knochenschwund . . . Schlagfluß . . . Gehirntuberkulose . . . Rückenmarkschwindsucht. Er schrieb die schlimmen Wörter mit großen zitterigen Buchstaben quer über die Seiten, als könne er sie damit in das Buch bannen und sich vor ihnen schützen. Er fürchtete sich vor einem plötzlichen Ueberfall einer heimtückischen Krankheit sein Leben lang so sehr, wie er sich am Tage, mitten in der Stadt oder auf der alten Brücke, vor dem Ueberfall durch einen Räuber fürchtete, sowie er mit zugeknöpftem Ueberzieher und hochgeschlagenem Mantelkragen sich mit einer Geldsumme in der Tasche unter die Menschen wagte.

Seine Angst schlug aber ebenso rasch in eine spielende Heiterkeit, in eine das Leben bejahende Freiheit um, die es ihm erlaubte, im Stadttheater trotz der hohen Kosten gleich zwei Plätze zu abonnieren, keine Oper zu verfehlen, an Sonntagen mit der Eisenbahn irgendwohin zu fahren, sich in einem Landgasthof ein einfaches, aber vorzügliches Mittagessen zu Gemüte zu führen, einen guten Rotwein mit Kennermiene zu genießen und nachher mit schmunzelnder Selbstverständlichkeit dem Schatten irgendeiner zufälligen, imposanten Dame zu folgen.

Die aus sicherer Distanz derart Angebotete hatte nie die geringste Ahnung von der Existenz ihres heimlichen Suitiers. Sie verschwand auf Nimmerwiedersichen in einem Haus oder im Coupé eines Schnellzugs. Doch Vetter Männi kehrte beglückt, seine Phantasie mit heitersten Bildern füllend, nach Hause in die strengen Stuben zurück. Dort zog er seine sämtlichen Musikdosen, die er eifrig sammelte, gleichzeitig auf und dachte heiter lächelnd an nichts, während die zierlichen, dünnen Melodien aufgeschreckt miteinander durch sein Zimmer schwirrten: das Glöcklein des Eremiten . . . die Barcarole aus Hoffmanns Erzählungen . . . Martha, Martha, du entschwandest . . .

7.

Jahre sind vergangen, Jahrzehnte. — Die Stunden, die die Sonnenuhr zählt, sind die gleichen geblieben. Aber die Welt des alten «Glaibasler Doggetekänschterlis» ist verschwunden. Der Generation des fröhlichen Weinstichers und Malermeisters, des harten Kaufmanns Andreas, zu welcher der große Herr Joseph aus den mächtigen Häusern am Claraplatz ebenfalls gehörte, der neben dem Reich der Färberherren auch die Basler Feuerwehr gründete und förderte, dieser Generation ist die nächste mit dem stillen Gatten der sanften Dorothee, mit dem kichernden Vetter Männi, dem weltgewandten und welt-offenen Cousin August, dem Großrat und Stuhlmeister der Basler Freimaurer, ins Grab gefolgt. Man erzählt sich heute, in der dritten, ältern Generation dieser Reihe, noch oft von den vergangenen Zeiten, wenn man beisammen sitzt.

Man erzählt sich vom alten Riehenteich, der draußen in den Langen Erlen an der Schließe seinen eigenen Weg nach der Stadt antrat. Schon gleich zu Beginn seiner Wanderschaft nahm er den Lörracher Teich auf und rugelte und gurgelte mit hellen, fröhlichen Wellen durch das Gehölz des Schorenwäldelis unter kleinen bemoosten Steinbrücken weiter durch die verwitterte, hölzerne Badanstalt, die man dort verschlossen wie ein Fischkasten über den Teich gebaut hatte. In jenen Jahren mußte alles Nackte, auch die magern Körper lärmender Buben, vor den Augen der Oeffentlichkeit geschützt werden. Man kam von weit her, sogar aus der Mehrern Stadt, nach dieser trauten, im freundlichen Grün der Bäume versteckten Badanstalt, durch deren lustiges Treiben das wehmütige Singen der Schorenmaiteli aus der nahen Fabrik klang.

Bei ersten Industriegebäuden vorbei rauschte dieser noch helle jugendliche Teich der Stadt zu. Dort badeten nicht nur die Buben und Mädchen, auch die Pferde wurden hier zur Schwemme gebracht. Bilder wie Gemälde eines Hans Marées erwachen in der Erinnerung: kräftige, junge Männer, die die sich bäumenden Rosse ins hoch aufspritzende Wasser treiben und mit nackten Schenkeln auf glänzenden Roßrücken in den Teich hinausreiten.

Ein letztes Steinbrückchen, zwei letzte hohe Pappeln, und dem Riehenteich wird der Kummet selbst angezogen. Er wird eingespannt, um den Karren der manchen kleinen und großen Industrien und Gewerbe zu ziehen. Aus dem hellen fröhlichen Teich hinter der Schoren wird der dunkle, geheimnisvolle, «tintenschwarze» Teich, der nun verborgen hinter den alten Häusern vorbei schleicht, der ab und zu einen Toten mit sich trägt oder einen Wollnestelhändler zu sich in die Tiefe zieht, der all das unterhalb der Mechelmühle oder beim Klingental dem großen Bruder Rhein bringt.

Kam man in solchen Gesprächen auf den Schöpfer des Färberherrenreiches am Claraplatz zu sprechen, so munkelte man mit einem skeptischen Lächeln, er sei seinerzeit in einem Metallsarg begraben worden, in voller Uniform, einen vergoldeten Pompierhelm auf der Stirne — ein würdiger Repräsentant des alten, stolzen Kleinbasels. Man munkelte. Man lächelte.

Niemand weiß darüber Gewisses. Man weiß, daß Metallsärge schon in jener Zeit verboten waren. Man weiß, daß Obersthelfer Wirth damals in der Theodorskirche die Grabrede hielt und daß die ersten Leidtragenden bereits die Kirche betraten, als sich die letzten noch vor dem Haus am Claraplatz sammelten. So groß war der Leichenzug.

Und doch hatte der Verstorbene als ganz kleiner Sohn aus kleinsten Kreisen sein Leben begonnen, das ihn zu dieser Macht und Fülle emporsteigen ließ. Drum hatte Obersthelfer Wirth seiner Trauerrede das Wort aus dem 1. Buch Moses, Kapitel 32, Vers 10, zugrunde gelegt: «Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an mir getan hast, denn ich hatte nicht mehr als diesen Stab, da ich einst über den Jordan zog, und nun bin ich zwei Heere geworden.» Auch das weiß man noch.

Die ältesten der Kleinbasler Vettern und Cousinsen aus der Familie erinnerten sich an diesen Text, wie sie sich an die Aufbewahrung des Toten zu erinnern meinten, an das Bild des mächtigen Mannes in Uniform auf seinem Totenbett. Nur die Sage

vom goldenen Helm klang auch den ältesten Vettern und Cousinen kaum glaubhaft.

Und die Jahre vergingen und die Jahrzehnte. Das Kleinbasel wandelte sich. Der Riehenteich war verschwunden, die Häuser am Bader- und Sänergäßlein waren abgerissen. Ein Tag kam, an welchem selbst die Gottesäcker aus dem Stadtbild gestrichen wurden, weil die Industrie ihres Platzes bedurfte. Man besaß dafür jetzt den großen geräumigen Gottesacker am Hörnli. Auch das Familiengrab mußte weichen, in welchem verschiedene aus dem Geschlecht der Färberherren seit Jahren beieinander ruhten, und das den Metallsarg und den sagenhaften goldenen Helm des Großvaters enthalten sollte.

Es war ein früher, grauer Wintermorgen. Leichter Dunst geisterte zwischen den schiefen Grabkreuzen und zerbrochenen Steinen des alten Gottesackers. Leichter Dunst verkroch sich in die laubleeren Zweige dürrer Büsche. Die Männer, die die Uebersiedelung der zehn Toten nach dem neuen Grab vornehmen sollten, waren beizeiten an der Arbeit. Von der Familie hatten sich drei Vettern und eine Cousine eingefunden. Man sah zu, wie sich die dunkle Erde neben dem geöffneten Grab häufte.

Der helle Schädel eines vor mehr als siebzig Jahren als Knabe verstorbenen Onkels wurde heraufgereicht: ein Schädel von einer Schönheit in Maßen, von einer Schönheit im kindlichen Ausdruck, die erschütterten. Nichts Makabres Grausames, nichts vom grotesken Gerippe des Totentanzes war in diesem Knabenschädel zu finden, der die Reinheit und Ebenmäßigkeit eines Kunstwerkes besaß. Dunkle Gebeine anderer, seit Jahrzehnten Begrabener, folgten, und zu unterst in der tiefen Grube sah man jetzt die Umrisse des eingedrückten, mächtigen Metallsargs.

Also doch ein Metallsarg! «Da war vielleicht der goldene Helm ebenfalls kein bloßes Märchen, das man sich im ‚Doggetekänschterli‘ an langen Winterabenden erzählte», meinte der jüngste der Vettern. Die andern schüttelten zweifelnd ihre Köpfe: «bleibst der Schwärmer und Romantiker», lächelten sie mitleidig, stapften mit kalten Füßen auf der ge-

frorenen Erde hin und her und schauten den Männern zu, die grobe Seile unter den schweren Metallsarg schoben und langsam und mühsam das zerbrechliche, verwitterte Gestell in die Höhe hoben.

Ein Wind strich durch leere Büsche. Es klang wie leises Klagen aus den dünnen Hecken hinter den zerbrochenen Steinen und schiefen Kreuzen. Endlich konnte man den Sarg auf den Weg vor dem offenen Grab niederstellen. Gespannt schauten alle nach den Händen, die den zerbrochenen Deckel wegzuschieben sich bemühten . . .

Ein letzter Ruck — und vor den staunenden Augen lag, eingebettet in die braune Erde, die mit der Zeit den Sarg gefüllt hatte, die mächtige, breitschulterige Gestalt dessen, der einst «nicht mehr als seinen Stab besaß und zwei Heere geworden» war. In voller, dunkler Uniform, die fast schwarze Tunique straff gespannt, in sauber gestrickten währschaftigen Strümpfen, den zerfallenen Ledergürtel um die Hüften, die Arme gekreuzt, den eigenwilligen braunen Schädel über den waagrechten Achseln — eine Gestalt wie der «Steinerne Gast»; eine Gestalt, die sich jeden Augenblick erheben könnte, um zwischen den zerbröckelnden Grabsteinen und dünnen Büschen durch den dünnen Nebel mit großen Schritten davonzuwandeln.

Und neben dem eigenwilligen, dunkelbraunen Schädel leuchtete der goldene Helm!

Also doch ein goldener Helm!

Als ob er frisch geputzt und zur Feier dieses Tages bereit gelegt worden wäre, so funkelte er jetzt in der braunen Erde in einem zagen Sonnenstrahl, der durch den Nebel brach und zärtlich über den Toten glitt und spielend beim goldenen Helm verweilte . . .

Sie standen alle stumm um den Sarg. Der Helm . . . der goldene Helm! — Und breit und mächtig, Ehrfurcht gebietend die Gestalt in ihrer dunkeln Uniform, mit ihrer unvergeßlichen Gebärde des Herrn. Wie er im Leben alle im Kleinbasel an Wichtigkeit und Maß überragte, wie er im Leben die,

die zu ihm gehörten, um sich sammelte, so sammelte er die, die zu ihm gehörten, auch im Tod noch um sich.

Mit einer scheuen Sorgfalt hat man ihn so, wie er war, den goldenen, funkelnden Helm neben dem eigenwilligen, braunen Schädel, die Arme über der Brust gekreuzt, nach seinem neuen Heim draußen im neuen Gottesacker übergeführt, hat dort die, die zu ihm gehören, mit einer scheuen Sorgfalt alle um ihn angeordnet zum Familienkreis, den er weiter dominiert.

An diesem Wintermorgen war ein Stück jener vergangenen, schon fast vergessenen Welt noch einmal lebendig geworden, ein Bild jener Welt, das hier dem Negativ einer Photographie glich, dem Negativ eines vergangenen Lebens, wie es Tod und Vergänglichkeit allein zu zeichnen wissen . . .

Längst ist im hintern Höflein jenes Hauses an der obern Rebasse die Mauer abgebrochen, der Stein mit dem uralten Sonnenuhrspruch ist verschwunden. Aber wenn auch das «Doggetekänschterli» in Trümmer ging, wenn die vielartigen, bunten Figuren aus seinen Zimmern heute ebensosehr der Vergangenheit angehören wie die ganze seltsame, geschäftige Zeit, die der breite Strom der Ereignisse und der Entwicklung mit sich forttrug — der Strom, der wohin fließt . . . ? — so gilt doch der Sonnenuhrspruch auch für die Menschen der neuen Zeit, für die Menschen aller Zeiten, ebenso unerbittlich, wie für die komischen und ernsten, die grotesken und ehrfürchtigen Gestalten der vergangenen Jahre:

afflictis lente — celeres gaudentibus horae.